Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 54 (1975)
Heft: 2

Artikel: Das "wohltätige" Bauen brachte keine Besserung
Autor: Jost, Ruedi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-338988

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das «wohltätige» Bauen brachte keine Besserung

So etwas wie sozialen oder gemeinnützigen Wohnungsbau gibt es in der Schweiz seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Seit 1851 ist diese Form von Wohnungsbau in drei sehr verschiedenen Hauptformen aufgetreten, so dass man von drei eigentlichen Zeitabschnitten sprechen kann. Auf Stichworte zusammengedrängt, kann man diese als «wohltätiges» Bauen, genossenschaftliche Selbsthilfe und «schöner» Wohnen bezeichnen.

Die erste Etappe, die des «wohltätigen» Bauens, dauerte fünfzig Jahre. Die bürgerliche Geschichtsschreibung weiss hierüber nicht viel zu berichten. Jedenfalls sind die Anfänge des «wohltätigen» Bauens überdeckt von der Regeneration, vom Sonderbundskrieg und der Bundesreform von 1848. Der bürgerlichen Geschichtsschreibung nach muss damals hierzulande das Paradies auf Erden geschaffen worden sein. Und wenn trotzdem noch ein Übelstand existiert haben sollte, so weist man auf die Kinderarbeit hin. Beschönigend erfährt man dazu etwa vom geschichtsschreibenden derzeitigen Zürcher Stadtpräsidenten *Widmer* dies: «Die Kinderarbeit wurde nicht nur von den Fabrikherren gefordert, sie wurde auch von den Eltern als angebliche wirtschaftliche Notwendigkeit hartnäckig beibehalten. Als man die Fabrikarbeit der Kinder durch die allgemeine Schulpflicht aufzuheben trachtete, stiess man nicht nur auf den Widerstand der Landbevölkerung. Die Arbeiterfamilien bestanden darauf, ihre Kinder zur Nachtschicht in die Fabriken zu schicken.»

Angeblich oder nicht? Die beiden Hauptprobleme des damaligen Proletariats und Kleinbürgertums waren die Ernährungs- und Wohnungsfrage. 1851, vier Jahre nachdem Marx und Engels das Kommunistische Manifest geschrieben hatten und drei Jahre nach der Gründung des modernen Bundesstaates, wurde von Bürkli und Treichler der Konsumverein Zürich als erste Selbsthilfeorganisation im Konsumbereich gegründet. Und dies in Anlehnung an die schon bestehenden ländlichen Brotvereine, Mehlvorratsgesellschaften oder Aktienbäckerei.

Während die Konsumvereine bald zu blühen begannen, so wollte die Selbsthilfe in der Wohnungsfrage indessen nicht gelingen. Grund des Scheiterns war die Finanzierung. Reichte das Geld für die Gründung eines Konsumvereins noch aus, so konnten die für den Häuserbau notwendigen Summen nicht aufgebracht werden. Und da in der Wohnungsfrage die Selbsthilfe nicht gelingen wollte und der Verelendungsprozess weiterging, so traten Unternehmer und «Philantropen» auf den Plan. Die Unternehmer bauten Arbeiterhäuser als Fabrikanlagen. Die «Philantropen» bildeten Erwerbsgesellschaften zum Bau von Arbeiterhäusern und betrieben das Ganze als «mässiges» Geschäft.

Basel — Pionier des «gemeinnützigen» Wohnungsbaus

Im gleichen Jahr, in dem in Zürich die erste Konsumgenossenschaft gegründet wurde, 1851, entwickelte die Basler «Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen» einen Plan zur Errichtung von Arbeiterwohnungen. Nach langen Vorbereitungen entstand daraus die «Aktiengesellschaft für Arbeiterhäuser in der Breite». Diese baute in den Jahren 1854 bis 1856 drei Häuserkomplexe mit insgesamt 31 Wohnungen.

Von den drei Häuserkomplexen sollte das erste der Zürcherstrasse zunächst liegende Gebäude «zu mittleren Miethzinsen, wie sie in Basel von Arbeitern bezahlt werden, Besseres und Vollkommeneres bieten». Das mittlere Gebäude war bestimmt, «den Aermsten unter den Arbeitern zu niedrigst möglichen Miethbeträgen Wohnungen zu verschaffen». Der dritte Komplex, gegen den Rhein gelegen, hatte den Zweck, «den Bemitteltern, die es durch Fleiss und Sparsamkeit zu einem eignen Besitzthum zu bringen vermögen, zu einem solchen zu verhelfen».

Die Jahresmieten für die Wohnungen im ersten Gebäudekomplex hatten anfangs 172 Franken betragen. Im mittleren Gebäudekomplex betrug die Miete einer kleinen Wohnung 140 und diejenige einer grossen Wohnung 220 Franken. Die Häuschen wurden jedes für 4500 Franken verkauft und verfielen bald der Spekulation.

Die Anlehnung der Basler Arbeiterhäuser an die Cité ouvrière in Mülhausen ist nicht zu übersehen. In Mülhausen waren von 1854 bis 1867 nach englischem Vorbild 800 kleine Häuschen gebaut worden, von denen Friedrich Engels damals feststellte, sie seien «das grosse Paradepferd der kontinentalen Bourgeoisie und eins von Louis Bonapartes sozialistischen Experimenten».

Ab 1855 wurden auch die Basler Unternehmer aktiv. Am Ulmenweg zu St. Jacob errichtete die Seidenfabrik De Barry & Co. als erste Unternehmung vier Arbeiterhäuser. Dazu teilte sie mit: «Diese Arbeiterwohnungen sind und bleiben unser Eigentum. Zweck bei der Erstellung war, unsern Arbeitern in der Nähe unserer Fabrik gesunde und billige Wohnungen zu verschaffen, da unser Etablissement von der Stadt etwas abgelegen ist. Damit sie nun diesem Zweck nicht entfremdet werden, so werden die Häuser nur vermiethet, nicht verkauft. Sie bilden somit Bestandtheil unserer Fabrikanlage in St. Jacob.»

Gemeinnütziger Wohnungsbau ohne Utopie

Die Arbeiterhäuser in der Breite und zu St. Jacob waren aus einem patriarchalischen und fürsorgerischen Geist entstanden und wurden als «mässiges Geschäft» betrieben. Die Arbeiterhäuser waren nach dem Geschmack und der Lebensweise der Bauherren gebaut worden, aber: billiger, enger, kleiner und viel bescheidener. Damit war auch das Vorbild für den gemeinnützigen Wohnungsbau geschaffen worden.

Fortschrittliche, nicht-bürgerliche Alternativen zu dieser Art von Wohnungsbau hatte es allerdings schon damals gegeben. Denn gerade damals waren im Volk die Ideen der Sozialutopisten populär.

Zwischen 1925 und 1930 hatte in Frankreich Charles Fourier die Pläne für die Kommune «Phalanstère» und in Amerika der Engländer Robert Owen New Harmony gegründet. Daneben bestand ebenfalls in Amerika eine grosse Zahl von «kommunistischen Ansiedlungen». Deren gemeinsames Charakteristikum bildete die Einheit von Wohnen und Arbeiten.

Friedrich Engels, der in einem Beitrag im «Deutschen Bürgerbuch für 1845» eine «Beschreibung der in neuerer Zeit entstandenen und noch bestehenden kommunistischen Ansiedlungen» machte, berichtete auch über New Harmony, indem er einen Artikel aus dem Londoner «Morning Chronicle» von 1842 wiedergibt:

«Die Mitglieder wohnen in einem grossen Hause zusammen, und zwar hat jeder sein apartes Schlafzimmer, das aufs bequemste eingerichtet ist; die Hauswirtschaft wird für alle zusammen von einem Teile der Frauen betrieben, wodurch natürlich sehr viel Unkosten, Zeit und Mühe erspart wird, die bei vielen kleinen Haushaltungen verlorengehen würden und wodurch viele Bequemlichkeiten erreicht werden, die in kleinen Wirtschaften gar nicht möglich sind. So heizt das Feuer der Küche zugleich alle Zimmer des Hauses mit warmer Luft, und durch Röhren ist warmes und kaltes Wasser in jedes Zimmer geleitet, und was dergleichen Annehmlichkeiten und Vorteile mehr sind, die nur bei einer gemeinschaftlichen Einrichtung stattfinden können. Die Kinder werden in die Schule gegeben, die mit der Anlage verbunden ist, und dort auf allgemeine Kosten erzogen . . .»

Alternative Vorbilder haben also schon vor 120 Jahren bestanden. Und 1859 wurde im Nachbarland Frankreich vom fouristischen Fabrikanten Godin in Guise das «Familistère», eine Produktions- und Wohnkommune mit Arbeitermitbestimmung und -beteiligung vordemonstriert. Doch in der Schweiz machte das bürgerlich-patriarchalisch-fürsorgerische Vorbild Schule.

Basler Vorbild wird in der ganzen Schweiz übernommen

1858 griff die Bewegung, die über Mülhausen in Basel Eingang in die Schweiz gefunden hatte, nach Genf über. Dort wurde die «Société immobilière pour la classe ouvrière» gegründet. Man täusche sich nicht am Namen. Auch diese Gesellschaft war, wie alle vor 1900 gegründeten gemeinnützigen Baugesellschaften, eine Erwerbsgesellschaft und baute zu diesem Zweck 105 Einfamilienhäuser.

1860, zwei Jahre später, griff die Bewegung nach Zürich über. Dort wurde auf Initiative von Handwerkern eine «Aktiengesellschaft für Erstellung von Arbeiterwohnungen» gegründet. Sie bauten 100 Wohnungen in 40 Häusern.

Nach diesen ersten Durchbrüchen in Basel, Genf und Zürich entwikkelte sich in der Schweiz ganz allgemein so etwas wie eine Vorstufe von dem, was nach 1900 in Form Selbsthilfeorganisationen tatsächlich den Begriff gemeinnützig verdiente. Das waren vorerst Aktiengesellschaften, philantropische Stiftungen, Fabrikanlagen oder merkwürdige Genossenschaften, die auf mittelständische Initiativen zurückgingen und sofort nach Erstellung zwecks Verkaufs aufgelöst wurden.

Die Wohnungsenqueten, die dann Ende des 19. Jahrhunderts in Basel, Zürich und Bern angestellt wurden, zeigten indessen deutlich, dass der «wohltätige» Wohnungsbau im allgemeinen so gut wie nichts genützt hatte. Das Proletariat und der grösste Teil des Kleinbürgertums vegetierte damals unter beinahe unbeschreiblichen Umständen.

Friedrich Engels machte 1872 eine Analyse, die auch heute noch eine unheimliche Aktualität besitzt. Er sagte:

«Die Ausdehnung der modernen grossen Städte gibt in gewissen, besonders in den zentral gelegenenen Strichen derselben, dem Grund und Boden einen künstlichen, oft kolossal steigenden Wert; die darauf errichteten Gebäude, statt diesen Wert zu erhöhen, drücken ihn vielmehr herab, weil sie den veränderten Verhältnissen nicht mehr entsprechen; man reisst sie nieder und ersetzt sie durch andere. Dies geschieht vor allem mit zentral gelegenen Arbeiterwohnungen, deren Miete, selbst bei der grössten Ueberfüllung, nie, oder doch nur äusserst langsam, über ein gewisses Maximum hinausgehen kann. (. . .) Das Resultat ist, dass die Arbeiter vom Mittelpunkt der Städte an den Umkreis gedrängt, dass Arbeiter- und überhaupt kleinere Wohnungen selten und teuer werden und oft gar nicht zu haben sind; denn unter diesen Verhältnissen wird die Bauindustrie, der teuere Wohnungen ein weit besseres Spekulationsfeld bieten, immer nur ausnahmsweise Arbeiterwohnungen bauen.»

Basel 1889

Wie die Verhältnisse Ende des letzten Jahrhunderts in Wirklichkeit waren, offenbarte dann eine offizielle Wohnungsenquete, der die folgende Schilderung entnommen wurde:

«In einer Strasse Kleinbasels, in welcher man grosses Elend nicht vermuthen würde, trafen wir ein überfülltes Familienzimmer zu ebener Erde nach dem Hofe, in welchem ein Ehepaar und vier Kinder schliefen. Das Zimmer ist in dem Wohnungsboden als ‚verwahrlost und theilweise feucht' bezeichnet. Die beiden Fenster gehen auf einen unordentlichen kleinen Hof und erhellen den Raum nur ungenügend. Das Zimmer hat 18,5 Quadratmeter Bodenfläche und 2,32 Meter Höhe. Dies ergibt auf den Kopf sieben Kubikmeter Schlafraum. Aber die Familie hat sieben Kinder. Ueber den Verbleib der drei andern wird uns anfänglich unrichtige Auskunft gegeben. Wir dinden aber bei eignem Nachsuchen ihre Schlafstellen in

einem von der Sanitätspolizei längst kassirten Raum – einer dumpfen, feuchten Stube des Hinterhauses, an deren einziges Fenster die hohe Scheidemauer eines Nachbarhauses so nahe herangerückt ist, dass man sie mit der Hand erreichen zu können meint. Das ganze Haus wird von dem Eigentümer in einem Zustand unsäglicher Verwahrlosung belassen; aber von oben bis unten ist es mit kinderreichen Haushaltungen angefüllt; fast in jedem Stock ist das von der Laube aus ungenügend beleuchtete und nicht gehörig lüftbare Hinterzimmer voller Betten; keine der dort wohnenden Familien hat ihre 20 Kubikmeter Wohnraum, und nur wenige zehn Kubikmeter Schlafraum. Zwei Häuser weiter wohnte ein Zimmergeselle nebst Frau und fünf Kindern in einer Mansarde von 19,3 Kubikmeter Rauminhalt; das ergibt auf den Kopf 2,8 Kubikmeter Schlaf- und Wohnraum. Die Hauseigenthümerin gibt bei einem späteren Besuche an, dass sie den Mann ‚um Gottes willen' mit den Seinen aufgenommen habe, weil er obdachlos gewesen sei. Das ganze Haus ist, wie das nächstfolgende, gut unterhalten. Dennoch fanden in letzterem die Erhebungsbeamten einen fensterlosen Bretterverschlag unter dem Dach mit den Schlafstellen zweier Kinder. Der Raum ist 1,80 Meter lang und ebenso breit, aber nur 1,20 Meter hoch. Das ergibt 3,89 Kubikmeter oder auf den Kopf 1,95 Kubikmeter. Der Zugang geht über eine gefährlich schmale Leiter; die Türe ist so niedrig, dass man hindurchkriechen muss . . .»

Bern 1897 und Zürich 1903

In Bern und Genf sollen zu jener Zeit noch miserablere Verhältnisse geherrscht haben. Der Polizeiarzt Dr. Wilhelm Ost teilte an einem Vortrage im Jahre 1897 mit, dass die Mortabilität von Bern sogar noch höher liege als diejenige der Riesenstadt London.

Wörtlich hielt Ost fest: «Wenn Bern auch keine Fabrikstadt ist, so wäre es doch irrig zu glauben, dass bei uns die Verhältnisse in dieser Richtung etwa besser wären als anderswo. Die neueste Wohnungsenquete hat über die Art der Wohnungen, ihre Licht- und Luftzufuhr, die Abortverhältnisse und den baulichen Zustand Dinge zutage gefördert, welche kaum glaublich erscheinen; wenn man ferner den Mietzins solcher Wohnungen berücksichtigt, so kann unsere Stadt ebenfalls als Beleg dafür dienen, dass die kleinste, elendeste Wohnung des Armen verhältnismässig mehr kostet als die grosse wohleingerichtete des Reichen.»

Und in Zürich hielt noch 1903 Fritz Bruppacher von seinen Krankenbesuchen fest: «Besonders an den langen Winterabenden waren die Bilder aufreizend. Es wurde nicht geheizt und nicht beleuchtet, da man sparen wollte. Und so lagen denn – auch da, wo mehrere Zimmer vorhanden waren – die Menschen der Wärme halber alle in einem Zimmer – in ein oder zwei Betten eine ganze Herde. Gelegentlich gebar mitten in einem solchen Zimmer, unter der bereits vorhandenen Kinderschar, eine Mutter die

nächste Nummer in einem Bett, wo es nicht mal Wäsche gab, einfach auf der Matratze. Wie oft habe ich das erlebt . . .»

Erst das Offenlegen der damaligen Wohnverhältnisse mit Hilfe der Statistik und vor allem das langsame, aber stetige Erstarken der Arbeiterbewegung schufen dann nach der Jahrhundertwende die Voraussetzungen für die Selbsthilfe im Wohnungsbau. Dazu kam ein Meinungswandel in der Arbeiterbewegung selbst. Hans Handschin hält dazu fest: «Massgebend für diesen Stimmungswandel war das Aufkommen der sogenannten revisionistischen Richtung und der von ihr vertretenen Dreisäulentheorie', die besagt, dass nicht die politische Aktion allein zum sichersten Ziele führe, dass vielmehr die Befreiung der Arbeiterklasse am besten durch eine gleichzeitige Förderung der politischen Arbeiterbewegung, der Gewerkschaften und der Genossenschaften, und zwar unter diesen insbesondere der Konsumgenossenschaften, zu erreichen sei.» Denn Baugenossenschaften hatte es beim Aufkommen der Dreisäulentheorie noch keine gegeben, wohl aber Produktionsgenossenschaften, und die waren damals die Domäne der Marxisten. Dank diesen theoretischen und praktischen Voraussetzungen konnte dann im Jahre 1900 wiederum in Basel die erste wirklich gemeinnützige Baugenossenschaft gegründet werden.

(Fortsetzung folgt)

Die Finanzierung des Wohnungsbaues erfolgt doch in erster Linie über Spargelder und Obligationen. Von wem aber werden die Spargelder und Obligationen zusammengetragen? Doch wiederum von den Mietern, ja ausgesprochen von den kleinen Leuten. Diese haben es dann einfach hinzunehmen, dass ihnen einerseits die Inflation ihre Spareinlagen fortlaufend entwertet, anderseits diese Entwertung zu den in den letzten Jahren ständig zunehmenden, übermässigen, ja missbräuchlichen Profiten für den Haus- und Grundbesitz umfunktioniert wird. Überspitzt ausgedrückt: Der Sparer und Mieter finanziert seine Ausbeutung selbst. Einer Minderheit von Sachwertbegünstigten steht dauernd eine grosse Mehrheit von Verlierenden gegenüber. Bei keinem anderen Gut manifestiert sich die Wehrlosigkeit der Besitzlosen derart drastisch wie auf dem Gebiete des Wohnungssektors. *Otto Nauer* im Nationalrat

---